

III.

Der Pfeil.

Legende.

Ritter Olf, der eine Burg mit trefflichen Ländereien an dem Strande der Weser besaß, war von Jugend auf und immerdar ein finsterner, schelmsüchtiger Mensch. Es ärgerte ihn, daß er der Sonne nicht verbieten konnte, auf fremde Fluren zu scheinen. Er gönnte sich selbst weder einem Freunde noch einem Weibe. Ungesellig und unvermählt lebte er bis in sein fünfzigstes Jahr.

Das einzige, was er gern verschenkt hätte, waren die Gebrechen des Alters, die sich allmählig bei ihm einstellten. Jetzt wünschte er sich eine Hausfrau, die sein pflege und warte, und ihm zugleich eine schöne Mitgift zubringe. Er suchte nach einer reichen Braut weit umher; doch eben so weit, als er warb, war der Ruf seiner rauhen Gemüthsart erschollen, und in allen Ritterburgen, wo begüterte Jungfrauen wohnten, lehnte man seinen Antrag glimpflich ab. Er richtete nun sein Augenmerk auf ein armes, älternloses Fräulein, das bei Verwandten das Gnadtenbrod aß. Adelgunde war erst siebzehn Jahre alt



und an Schönheit und Herzensgüte ein Stern ihres Geschlechts. Ihr ahnte, daß sie als Olf's Gattin nicht glücklich seyn würde; doch, von ihrer Sippschaft überredet und gezwungen, ergab sie sich dem lieblosen Manne, und fügte sich mit solcher Geduld und Geschicklichkeit in seine Launen, daß er mit ihr vollkommen zufrieden war.

Desto unzufriedener war ein naheß Kloster, dessen Abt und Mönche bis zur Vermählung des Ritters der Hoffnung lebten, ihn zu beerben. In dieser Absicht hatten sie sich bei ihm eingenistet, und ängsteten ihn mit furchtbaren, sinnlichen Schilderungen der Hölle. Sie stellten ihm die Gestalten der Teufel und die Qualen der Verdammten so genau und lebendig dar, als wären sie selbst durch diese Schule gegangen. Olf, der alles glaubte, was ihm die geistlichen Schreckensmänner sagten, ersuchte sie dringend, fleißig für ihn zu beten, damit er dereinst in den Himmel gelange. Sie erklärten aber freimüthig: das werde schwer halten, denn er habe sich noch keine Verdienste um die Kirche erworben, und das sey einzig und allein der rechte Schlüssel des Paradieses. Doch lasse sich — setzten sie tröstlich hinzu — das Versäumte noch nachholen. Er dürfe nur sein zeitliches Vermögen, das er doch nicht mit ins Grab nehmen könne, ihrem armen Kloster vermachen, und der heilige Petrus werde ihn dann mit der größten Bereitwilligkeit in die Wohnung der Seligen einführen.

Das klang dem Ritter gar lieblich, und er schien nicht abgeneigt, mit seiner irdischen Habe den himmlischen Freibrief zu lösen. Wenn aber die Erbschleicher darüber Schwarz auf Weiß verlangten, so erhielten sie immer die kahle Antwort: kommt Zeit, kommt Rath!

Nach seiner Vermählung war vollends nichts mit ihm anzufangen. Er fürchtete sich jetzt, da er immer einen gu-



ten Engel um sich sah, weniger vor dem Teufel, und die Mönche verloren allen Einfluß bei ihm.

Sie waren aber nicht gemeint, sich den Stuhl vor die Thür setzen zu lassen: sie wollten vielmehr das Widerspiel thun und Adelgunden verdrängen.

Das unternahmen sie auf eine ganz besondere Weise.

Der Abt besaß eine geheime Sammlung schlüpfriger Gemälde, woran er sich bisweilen bei verschlossener Thür in Ruhestunden ergötzte. Einmals bemerkte er, daß ein schönes, üppig gekleidetes Mädchen, welches sich auf dem einen Bilde in einem höchst unanständigen Selbänder mit einem Liebhaber befand, mit Adelgunden die sprechendste Aehnlichkeit hatte. Diesen zufälligen Umstand benutzte der heilige Mann. Er ging des nächsten Morgens zu dem abtrünnigen Olf und sagte: „Herr Ritter, ich habe Euch eine sehr unangenehme Sache zu melden. Ich ward in der vorigen Nacht durch den Ruf meines Namens aus dem Schlafe geweckt, und als ich darüber aufschrak, siehe, da stand vor meinem Lager ein glänzender Bote des Himmels. Frommer Dionysius, sprach er, begib dich morgen in der Frühe zum Ritter Olf, und thu ihm kund, daß ihn sein treuloses Weib hintergeht und mit einem jungen Gesellen verbotner Liebe pflegt. Das Auge des Himmels, das die sorgfältigsten Hüllen der Geheimnisse durchdringt, sah ihre Frevelthat, und ein Wink der Allmacht schuf dieses Blatt, das du dem Ritter als Urkunde der Wahrheit vorzeigen sollst. — So sprach der Engel und verschwand. Ich glaubte geträumt zu haben; aber mit Entsetzen fand ich am Morgen diese unzüchtige Schilderei auf meiner Decke, und überlasse nun Euch, wie Ihr die himmlische Botschaft, die ich mit betrübtem Herzen überbringe, zu Eurem Besten gebrauchen wollt.“ —



Olf starrte bald den Verläumber, bald das Bild an, und fand selbst, daß die gemalte Buhlerin der schuldlosen Adalgunde sehr ähnlich sah. Er gerieth in Wuth, mißhandelte sie grausam, hielt sie acht Tage lang bei Wasser und Brod in einem Thurme gefangen, und stieß sie endlich, weil Dionysius täglich Del ins Feuer goß, aus dem Hause. Sie floh, gesegneten Leibes, zu ihren Verwandten; aber diese nahmen sie nicht auf, sondern versagten den Be- theuerungen ihrer Unschuld Gehör und Glauben, um ihrer weitem Ernährung überhoben zu seyn. Verlassen irrte sie umher, bis ihr ein mitleidiger Bauer, ein Unterthan ihres tyrannischen Gemahls, ein Obdach in seiner Hütte gab, wo sie bald darauf eines Knäbleins genas.

Lustig zogen nun die Mönche wieder beim Ritter ein und setzten die abgebrochenen Erbschaftsunterhandlungen fort. Er war und blieb aber der alte Starrkopf, der seine Worte auf Schrauben stellte, und sich auf keine Weise zu schriftlicher Errichtung eines letzten Willens bewegen ließ.

Nach einiger Zeit ward er gefährlich krank. Er fühlte, daß der Tod im Anzuge war. Die Klosterherrn spannten alle Segel auf, um in den Hasen der Erbschaft einzulau- fen; aber sie scheiterten auch jetzt an der Klippe des nei- dischen Sinnes, der ihnen so wenig als andern Menschen etwas gönnte.

„Ich bin entschlossen, die Verfügung über mein zeitliches Vermögen dem Himmel anheim zu stellen;“ sagte der Kranke, als ihn seine zunehmende Schwachheit aller Le- benshoffnung beraubte. „Ich will einen Schenkungsbrief, an einen Pfeil gebunden, in die Luft schießen, und zu wem ihn die unsichtbaren Hände der Vorsehung leiten, der sey mein Erbe!“ —

Dieser abenteuerliche Einfall erweckte großen Verdruß



im Kloster. Doch des Ritters Erklärung war entscheidend; er verbot mit Hestigkeit allen Widerspruch, und so mußte man sich lediglich auf den lieben Gott verlassen, daß er den köstlichen Pfeil zu seinen Dienern lenken werde. Darum flehten sie mit brünstigen Gebeten; doch stützten sie sich darauf nicht allein, sondern eingedenk des alten Sprichworts: „Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen!“ sandten sie an dem Tage, da der Pfeilschuß geschehen sollte, zwei listige und bei dem Ritter wohlgelittene Ordensbrüder zu ihm, mit dem Auftrage, ihn während der wichtigen Handlung zu umgeben und den schwachen, zitternden Mann unbemerkt in eine solche Stellung zu bringen, daß der Pfeil seinen Weg nach der Gegend des Klosters nehmen müsse.

Der Ritter ließ seinen Bogen spannen und sich auf den Söller des Schlosses tragen, um von dort aus den Erbschuß zu thun. Die als Stimmhämmer abgeordneten Mönche drängten sich schmeichelnd an ihn, und es gelang ihrer Schlaubeit, ihn so zu wenden und zu richten, daß der abgeschossene, mit dem Schenkungsbrief umwundene Pfeil schnurstracks dem Kloster zuflog.

Der Abt und seine Jünger standen, in die Luft blickend, vor der Pforte. Sie sahen den Pfeil kommen, jubelten laut und tanzten ihm entgegen. Er senkte sich gemach zu ihnen herab; Dionysius streckte die Hand aus, um ihn aufzufangen; aber plötzlich, wie von einem Sturm ergriffen, hob er sich wieder, flog saugend bei dem Kloster vorbei, und sank Adelgunden, die mit ihrem Söhnlein vor der Bauerhütte saß, leicht und sanft, wie ein Rosenblatt in den Schooß.

Und in diesem Augenblicke verschied der Ritter auf derselben Stelle, wo er den Schuß gethan hatte.

Adelgunde und ihr Kind beerbten ihn, und wer die Ge-



schichte vernahm, der freute sich, daß Gott so gerichtet und die heimtückischen Anschläge der Klosterbrüder zu Schanden gemacht hatte.

In dem nun ganz verfallenen Schlosse, das Dlf bewohnte, ward noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts ein Wandgemälde gezeigt, das jene Begebenheit darstellte. Man sah den Ritter, in Betten gehüllt und mit dem Bogen in der Hand, auf dem Söller; der Pfeil ruhte gleichsam in der Luft über den Häuptern der Mönche; aber ein vom Himmel niederschwebender Engel ergriff ihn, um seinen Flug, wie es Gottes Gerechtigkeit erheischte, zu der Verstoßenen zu lenken, die man, mit ihrem Kindlein in den Armen, in einiger Entfernung erblickte.